

„Warum immer das Leid und nicht mal das Positive?“

Das Portal Leidmedien.de gibt Journalisten Tipps für die Berichterstattung über Menschen mit Behinderung

Er ist an den Rollstuhl gefesselt“, schreibt eine Wochenzeitung. Michael Z. sagt: „Ein Rollstuhlist keine Einschränkung, sondern ein Fortbewegungsmittel. Sollten Sie tatsächlich jemanden treffen, der an den Rollstuhl gefesselt ist, binden Sie ihn los!“ Michael Z. sitzt selbst im Rollstuhl und sein Foto (das Titelbild dieses Heftes) ist Teil einer Plakatserie von Leidmedien.de. In diesem Projekt haben sich behinderte und nichtbehinderte Medienschaffende zusammengeschlossen, die in der journalistischen Berichterstattung über Behinderung neue Perspektiven aufzeigen wollen. Auf der Internetseite Leidmedien.de finden Journalisten Tipps für eine klischeefreie Berichterstattung. Der Berliner Verein „Sozialhelden“ hat das Projekt 2012 ins Leben gerufen, Initiator war Raúl Krauthausen. Die Robert-Bosch-Stiftung übernahm die Startfinanzierung, mittlerweile gibt es einen Kooperationsvertrag mit der „Aktion Mensch“. Petra Hemmelmann, Redakteurin von *Communicatio Socialis*, hat mit der Projektleiterin Lilian Masuhr gesprochen.

Frau Masuhr, mein Autokorrektursystem verbessert mich immer wieder, das „d“ statt dem „t“ ist ungewohnt: Was hat es mit dem Namen „Leidmedien“ auf sich?

MASUHR: Leitmedien – mit „t“ – sind die Medien, die die Meinung bilden, die großen Einfluss haben. Wenn nun aber immer nur das Leid von behinderten Menschen dort transportiert wird, dann werden sie zu Leidmedien – mit „d“. Das ist ein nettes Wortspiel, aber auch eine Provokation. Wir sagen: Warum immer das Leid und nicht auch mal das Positive, das Aktive, das Selbstbestimmte? Darum geht es uns.

Was sind die Ziele des Leidmedien-Projekts?

Unser großes Ziel ist es, Berührungängste abzubauen und zu informieren. Am Anfang haben wir gesagt, wir machen eine Art Monitoring: Wir schauen uns an, wie über behinderte Men-

Petra Hemmelmann, Dipl.-Journ., ist Promotionsstudentin an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt und Redakteurin von Communicatio Socialis.

Lilian Masuhr ist freie Journalistin, Medientrainerin sowie Mitgründerin und Projektleiterin von Leidmedien.de, dem Onlineportal für Journalisten zur klischeefreien Berichterstattung über Menschen mit Behinderungen.

schen in TV, Print, Radio und online berichtet wird. Jetzt sagen wir: Wir treffen die Journalisten vorher, bevor die Sachen produziert werden. Reden mit ihnen, machen Vorschläge für neue Perspektiven in der Berichterstattung. Deswegen gehen wir seit einem halben Jahr direkt in Medienhäuser. Vor kurzem waren wir zum Beispiel in München und haben für Sportjournalisten einen Vortrag gehalten, bevor sie zu den Paralympics nach Sotschi gefahren sind.

Was ist Ihnen beim Monitoring aufgefallen? Wie sieht es aus, das mediale Bild von Menschen mit Behinderung? Und was sollte sich daran verändern?

Wir haben in der Berichterstattung zwei Pole ausgemacht – das Bild des Opfers und das Bild des Helden. Das Helden-Bild ist gerade im Zusammenhang mit den Paralympics oft zu erkennen. „Er meistert sein Schicksal“, „jemand schafft etwas trotz Behinderung“, solche Formulierungen sind dafür typisch. Das Opfer-Bild zeigt sich in Formulierungen wie „jemand ist an den Rollstuhl gefesselt“, „jemand leidet an einer Behinderung oder Krankheit“. Dadurch rückt die Behinderung stark in den Fokus. Diese Art der Berichterstattung war ein Grund, warum Raúl Krauthausen Leidmedien.de gründen wollte. Er organisiert

Darum geht es uns: Dass man die Perspektive verändert und Menschen mit Behinderung mehr als aktive Menschen darstellt.

viele Projekte, und in Artikeln darüber stand dann immer: Der Initiator ist an den Rollstuhl gefesselt, meistert aber trotzdem tapfer seinen Alltag. Da hat er gesagt: Das passt nicht zu mir! Ich bin selbstbestimmt, ich bin ein junger Mann in Berlin, der Ideen hat und sie umsetzt – warum bin ich in der Berichterstattung immer dieses Opfer? Darum geht es uns: Dass man die Perspektive verändert und Menschen mit Behinderung mehr als aktive Menschen darstellt, die in ihrem Leben nicht nur von Behinderung beeinflusst sind. Auch natürlich, aber nicht nur. Sie sind auch Arbeitnehmer, sie sind auch Familienmitglieder, sie sind auch Liebespartner.

Dann darf also die Behinderung schon eine Rolle spielen – nur eben auf eine bestimmte Art.

Genau. Die Frage ist immer, wie stark ziehe ich das ins Zentrum. Stevie Wonder ist ein gutes Beispiel – ein sehr bekannter Musiker und er ist blind. Niemand würde sagen: Obwohl er blind ist, ist er erfolgreich. Bei anderen Menschen mit Behinderung macht man das aber so.

Udo Reiter, der ehemalige MDR-Intendant, ist querschnittsgelähmt und sagte in einem „Zeit“-Interview: „Was bin ich denn, wenn nicht an den Rollstuhl gefesselt?“ Wie verhalte ich mich in so einem Fall als Journalist?

Uns ist es wichtig, dass Journalisten nicht etwas schreiben, nur weil das ihre eigenen Annahmen sind. Wenn der Betroffene das aber so sagt, dann ist das etwas anderes und ja auch als Zitat gekennzeichnet. Zentral ist nicht das, was ich als Journalist vermute, sondern das, was mein Interviewpartner selbst meint und mir sagt.



Lilian Masuhr

Seit 2012 ist *Leidmedien.de* online. Welche Hilfestellungen finden Journalisten dort?

Wir haben drei Pfeiler. Zum einen geben wir eine Begriffsliste an die Hand. Da steht zum Beispiel, dass es aus unserer Sicht besser wäre, statt „taubstumm“ „gehörlos“ zu sagen. Oder statt „jemand ist an den Rollstuhl gefesselt“, „jemand fährt Rollstuhl“. Zweitens haben wir Tipps für das Interview, beantworten zum Beispiel die Frage: Wie gebe ich jemandem

die Hand zur Begrüßung, der keine Arme hat oder seine Arme nicht bewegen kann?

Und wie mache ich das?

Wir haben uns mit Leuten unterhalten, die genau diese Behinderung haben. Die haben gesagt, das schönste ist, wenn man mir begegnet wie jedem anderen Menschen auch. Wenn also die Situation so ist, dass vor mir jemand im Rollstuhl sitzt und ich nicht weiß, ob er den Arm heben kann oder nicht, dann kann ich ihm den Arm einfach hinhalten. Wenn das nicht erwidert wird, ist das nicht schlimm. Erst einmal ist es wichtig, unbefangen ranzugehen. Ein wichtiger Tipp ist auch: kein ungefragtes Helfen! Man schiebt nicht einfach jemanden herum, man nimmt jemanden, der blind ist, nicht einfach am Arm und zieht ihn irgendwo hin – sondern man redet erst einmal. Der Tenor ist eigentlich: Im Interview versuchen locker zu sein, sich aber trotzdem auf eventuelle Besonderheiten einstellen. Das bedeutet, dass man



Abb. 1:
Aus einer
Fotokampagne des
Online-Portals
Leidmedien.de
(alle Abbildungen in
diesem Beitrag von
Leidmedien.de)

sich zum Beispiel mit jemandem, der im Rollstuhl unterwegs ist, an einem Ort trifft, der barrierefrei ist. Oder wenn man sich mit jemandem trifft, der schwerhörig ist, darauf achtet, dass es ein leiser Ort ist. Diese Achtsamkeit ist aber ja für jedes Interview wichtig.

Und der dritte Pfeiler Ihres Webangebots?

Drittens haben wir unsere Seite so aufgestellt, dass wir uns Tipps von behinderten Menschen holen, die ihre Sichtweise darstellen. Das ist die Stärke unseres Projekts, dass wir nicht sagen: Wir sind irgendwelche Journalisten, die anderen Journalisten vorschreiben, wie sie zu schreiben haben. Sondern wir versuchen eine Brücke zu schlagen, dadurch dass wir ein großes Netzwerk von behinderten Menschen haben, die auf unserer Seite zu Wort kommen.

Wie schreibe und sage ich denn nun richtigerweise: Behinderter, Mensch mit Behinderung, behinderter Mensch?

Sagen sie mal: die Homosexuellen. Oder: die Spastiker, die Gelähmten – das löst etwas aus. Das ist eine Verallgemeinerung. Das ist es auch, was der Begriff „die Behinderten“ auslöst. In der Ausdrucksweise geht es darum, dass man zeigt: Es ist nicht nur das eine Merkmal, das den ganzen Menschen bestimmt. Das ist also nicht ein Behinderter, sondern das ist ein Mensch mit Behinderung oder ein behinderter Mensch.



Wie reagieren die Journalisten auf Ihre Hinweise? Können sie nachvollziehen, warum die sprachlichen Feinheiten so wichtig sind?

Das Feedback ist generell sehr positiv. Die Journalisten fühlen sich meistens nicht von oben herab behandelt, sondern sagen, das ist sehr hilfreich, ich hatte auch schon meine Bedenken, wie ich mich ausdrücken kann. Wir haben auch viel Feedback von Journalisten bekommen, die gesagt haben, das war mir vorher nicht klar, was diese Floskel auslösen kann. In der Diskussion wird meist relativ schnell eindeutig, dass durch die Ausdrucksweise – oft auch unbewusst – ein bestimmtes Bild suggeriert wird. Natürlich haben wir auch immer wieder mal Leute, die sagen: Irgendwann ist Schluss mit der politischen Korrektheit. Das ist wohl immer so, wenn man sich in so einem Spannungsfeld bewegt. Manche Leute sagen: Der Beitrag ist doch gut und nur dieser eine Begriff ist ein bisschen daneben. Und dann sagen wir: Genau, der Beitrag ist super und deswegen sieht man auch mal über so einen Begriff hinweg. Es ist nicht so, dass wir immer das Haar in der Suppe suchen. Aber auf lange Sicht wäre es schön, wenn Journalisten für das Thema sensibilisiert sind. Das schlimmste aber wäre es, wenn sich niemand mehr an das Thema herantrauen würde.

Warum ist es so wichtig, dass Medien über Menschen mit Behinderung berichten?

In Deutschland haben wir die Situation, dass behinderte und nichtbehinderte Menschen in getrennten Lebenswelten auf-

*Abb. 2:
Auch die fünffache
Goldmedaillen-
Gewinnerin bei den
Paralympics 2014,
Anna Schaffelhuber,
hat sich an der
Kampagne beteiligt.*

wachsen. Dass die Schulen inklusiver werden, dass Arbeitgeber immer mehr auch behinderte Menschen einstellen – das ist ein Prozess, der gerade stattfindet. Aber über Jahrzehnte hinweg sind wir immer getrennt aufgewachsen – im Kindergarten, in der Schule, in der Freizeit, im Arbeitsumfeld. Und dadurch ist all das, was wir voneinander wissen, das was wir durch die Medien erfahren. Deswegen hat das, was dort berichtet wird, so großen Einfluss. Und wenn dort immer nur über den armen, behinderten Menschen berichtet wird, dann wird doch jeder Arbeitgeber denken, der kann mir ja eh nicht helfen bei der Arbeit. Da werden Eltern sagen, wie soll das behinderte Kind aus der Klasse denn mit meinem nichtbehinderten Kind spielen, das ist doch eher eine Last. Genau da wollen wir rangehen, wir wollen in der Berichterstattung zeigen, dass es eben nicht so ist.

Leidmedien.de gibt es jetzt seit eineinhalb Jahren. Was haben sie bisher schon erreicht?

Wir haben immer mehr Redaktionen, die anfragen, ob wir mit einem Workshop zu ihnen kommen. Die Resonanz wird immer größer, immer mehr Leute diskutieren bei uns auf der Seite.

Und wir finden immer mehr positive Beispiele in der Berichterstattung. Es scheint so, als ob der Begriff Inklusion in den Medienhäusern jetzt präsent ist, sich immer mehr Journalisten damit auseinandersetzen und ganz tolle, kreative Sachen dabei herauskommen,

*Es scheint so, als ob der Begriff
Inklusion in den Medienhäusern jetzt
präsent ist, sich immer mehr Jour-
nalisten damit auseinandersetzen.*

die genau so sind, wie wir uns das wünschen. Klar gibt es noch mehr, was passieren kann, aber irgendwie scheint schon ein Wandel stattzufinden. Das hat wahrscheinlich nicht mit uns zu tun – aber wir machen den Wandel auf jeden Fall sichtbar.

Inwiefern kann Deutschland in der Berichterstattung über Menschen mit Behinderung noch vom Ausland lernen? Oder das Ausland von uns?

In Deutschland wird das Thema Behinderung oft nur in Form der Dokumentation dargestellt, Fiktionales gibt es wenig. Da gibt es in den USA sehr interessante Formate, teils auch Mischformen aus Doku und Soap, die das Thema Behinderung auf eine Lifestyle-Ebene ziehen. Es gibt zum Beispiel die „Push Girls“, eine Gruppe von Rollstuhlfahrerinnen, die ein trendiges Image verkörpern. Das kann man finden wie man will, aber immerhin schafft es dieses Format, die Darstellung des Themas zu verändern. Es gibt in den USA außerdem Comedy und Serien mit Menschen mit Behinderung. In „Game of Thrones“



gibt es einen kleinwüchsigen Darsteller¹, in „Breaking Bad“ hat der Sohn des Protagonisten eine Parese, eine Lähmung². Wenn man bei uns auf fiktionale Formate schaut, dann ist da dieser Til Schweiger-Humor, wie in „Wo ist Fred“, in dem er jemanden mimt, der im Rollstuhl sitzt. Oder „Einer wie Bruno“ mit Christian Ulmen³. Oder „Vincent will Meer“ mit Florian David Fitz⁴. In all diesen Filmen versuchen nichtbehinderte Schauspieler, einen behinderten Menschen darzustellen. Da gibt es viele Ansätze, die bestimmt zum Teil lustig sind. Aber die Darsteller selbst haben keine Behinderung, das wird immer nur verkörpert. Es ist immer noch dieses von außen darauf schauen – und es ist eben nicht selbstverständlich, dass Menschen mit Behinderung selbst mitspielen. Schön wäre zum Beispiel, wenn jemand in einem Rollstuhl in einem Film oder einer Serie einfach mal durchs Bild fährt. Dass also die Behinderung nicht so im Fokus ist. Da könnte echt noch viel passieren in Deutschland – aber das kommt vielleicht noch.

*Abb. 3:
Andrea Rothfuss,
Fahnenträgerin bei
den Paralympics 2014,
in der Kampagne von
Leidmedien.de*

- 1 Gemeint ist Peter Dinklage, der Achondroplasie hat und in „Game of Thrones“ den Tyrion Lannister verkörpert.
- 2 Walter White Jr. wird gespielt von Roy Frank „RJ“ Mitte, der eine infantile Zerebralparese hat.
- 3 Christian Ulmen spielt in diesem Film einen Vater mit Lernschwierigkeiten (einer so genannten geistigen Behinderung).
- 4 Die von Florian David Fitz dargestellte Figur des Vincent hat das Tourette-Syndrom.